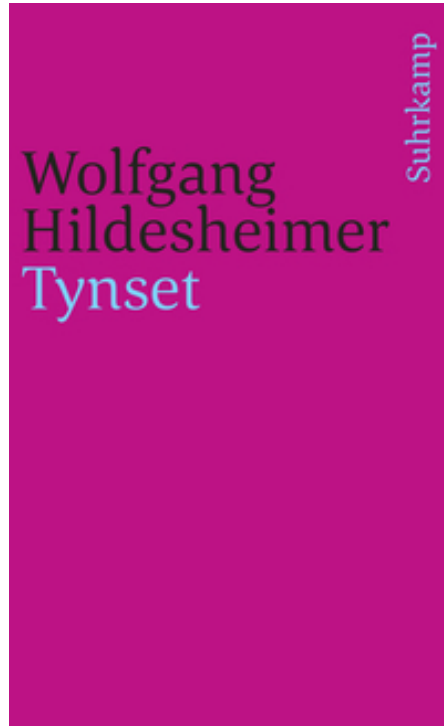


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hildesheimer, Wolfgang
Tynset

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 1968
978-3-518-38468-8

suhrkamp taschenbuch 1968

Tynset – das ist der magische Pol eines exzessiven Monologs, in dem ein Ich-Erzähler in einer langen schlaflosen Nacht das Inventar seines Lebens und seines Bewußtseins ausbreitet. Wortreiche Bekenntnisse, akribische Selbstbeobachtung, quälende Erinnerungen und auswuchernde Halluzinationen ordnen sich zueinander in einer kunstvollen Komposition. Walter Jens empfiehlt *Tynset* als ein Buch, »das wir getrost den nach uns Kommenden vorzeigen können, weil es mehr als andere Bücher von unserem Bewußtsein und unserer Einsamkeit, von unseren Zwiesprachen mit der Geschichte, unserer Hoffnung und unserer Todesangst sagt«.

Wolfgang Hildesheimer
Tynset

Suhrkamp

5. Auflage 2016

Erste Auflage 1992

suhrkamp taschenbuch 1968

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1965

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38468-8

Tynset

Ich liege im Bett, in meinem Winterbett.

Es ist Schlafenszeit. Aber wann wäre es das nicht? Es ist still, beinah still. Nachts weht hier meist ein Wind, und es krähen ein oder zwei Hähne. Aber jetzt weht kein Wind, und es kräht kein Hahn, noch nicht. Dafür knackt es hin und wieder im Holz der Täfelung meiner Wände, irgendwo spaltet sich eine Füllung, wirft sich und löst sich schrumpfend aus dem Rahmen, uralter Leim bröckelt in Perlen ab oder rieselt als Mehl, oder ein Riß huscht entlang einem Balken der Zimmerdecke, von einer Ecke bis tief in die andere, und darüber hinaus, durch die hölzerne Wand, weiter dem Balken entlang, in das nächste Zimmer, das leere Zimmer, wo er versickert und verklingt.

Man sagt: »Holz arbeitet«, was zu bedeuten hat, daß es an Substanz verliert, daß die hölzernen Körper kleiner werden, immer kleiner. Man merkt es erst nach vielen Jahren, und nach diesen vielen Jahren fragt man sich, frage ich mich, wohin das fehlende Gewicht entschwebt, wo diese Substanz eigentlich hingekommen ist. Ich weiß, die

ätherischen Öle verdunsten, ich weiß –, aber wo bleibt ihr ätherischer Dunst? Wohin entschwindet geschwundene Materie? Nun – das sind die geringsten Fragen, die ich mich frage.

Jedenfalls, anstelle der Substanz klafft Hohlraum in Form von Ritzen oder Fugen oder Spalten oder Löchern, eine Tür hebt sich, unheimlich langsam, über ihrer Schwelle, ein Fenster verzieht sich, wird windschief, wird undicht, und manchmal, plötzlich, zieht ein jäher Sog von Luft durch die Zimmer, Wind, ein Stoß geballter Zeit, er trägt einen Geruch oder auch nur die Idee eines Geruches, als wolle er, unerwartet, eine Erinnerung wecken, aber er will nichts dergleichen, ganz im Gegenteil, er bläst die Idee hinweg, bevor sie untergebracht ist, er löscht sie wieder aus, und das ist gut so.

Meist aber weht unter all den flüchtigen Gerüchen ein Hauch von Weihrauch. Er breitet sich, von Celestinas Zimmer ausgehend, scheinbar gleichmäßig im Hause aus. Sie hat immer ein Fäßchen davon in ihrem Zimmer, und in der Nacht zündet sie ihn an. Wo sie ihn bezieht, weiß ich nicht, ich denke, in einer Devotionalienhandlung in der Stadt, falls man ihn dort an weltliche Personen verkauft. Nein, nein, dort bezieht sie ihn nicht, es bedarf dazu der Empfehlung und eines Gesuches mit der

Unterschrift zweier geistlicher Personen, und die bekäme sie niemals, nicht sie. Sie bezieht ihn also vermutlich beim Gewürzkrämer. Der Geruch ist mir nicht unangenehm, er erinnert mich an Vorfreuden auf reiche Hochzeitsdiners – noch ist man in der Kirche, aber bald wird man beim Essen sitzen – er erinnert mich an Gänge durch ferne östliche Basare, auch an barbarische Gerichte in der Wüste, seltsam, daß Zeltbewohner so gut zu würzen verstehen. Er hat aber auch etwas vom Rosmarin oder, mehr noch, vom Origano, ja, das ist es, vom Origano, der sanfteren aber wildwachsenden Variante des Majoran, den ich zu züchten versucht habe – vergebens: er bleibt wild. Weihrauch regt meinen Appetit an, und ich habe mir schon manches Mal eine Prise davon aus Celestinas Kammer geholt und ins Holzfeuer gestreut, wenn ich ging, um Kastanien zu rösten, als ich noch Kastanien röstete.

Am Tag wird er meist von anderen Gerüchen über-tönt, es zieht allerlei durch meine Räume, kurze sommerliche Stöße von einem Kräuterwind, einem Gewürzwind, zwischen langen Brisen ländlicher Aromata, von Stall, von Wald, Vieh, Haushalt, Landwirtschaft, aber in der Nacht, wenn diese Quellen verdeckt sind, bleibt immer jener Geruch, jenes Aroma einer linden Heiligkeit, und oft gehe

ich betäubt durch meine Räume, wandle wie ein sündiger Eindringling auf einer Wiese von Segen, der ihm nicht zukommt.

Ich greife blind auf den Nachttisch nach einem Buch. Ich bekomme ein Telefonbuch zu fassen, ich lege es aus der Hand.

Ich greife nochmals und bekomme ein Kursbuch zu fassen, ich nehme es auf. Es ist das Kursbuch der norwegischen Staatsbahnen, und zwar die Ausgabe von 1963. Es ist also nicht mehr ganz neu. Auf dem Gebiet der Eisenbahnen jedoch dürfte sich innerhalb der letzten Jahre nicht viel geändert haben, es werden keine neuen Linien mehr gelegt, zumindest nicht in Europa. Vielleicht hat man hier und dort eine schnellere Querverbindung hergestellt, einen günstigen Anschluß, vielleicht hat man ein paar Minuten eingespart, oder auch eine Stunde, die dem System an anderer Stelle zugute kommen mag, mehr nicht, mehr ist es wahrscheinlich nicht. Es ist mir auch weniger um die Zeiten zu tun als um die Orte und ihre Entfernungen untereinander und von mir, der ich jetzt im Bett liege, weit von Norwegen, und im Kursbuch lese. Die Entfernungen bleiben immer die gleichen, darauf wenigstens kann man sich verlassen.

Das norwegische Kursbuch ist ein gutes Kursbuch. Es enthält kein Wort, keine Zahl und kein Zeichen zuviel. Gewiß, diese wohltuende Beschränkung auf das Wesentliche seines Gegenstandes hat es mit anderen Kursbüchern gemein, jedes wahre Kursbuch bietet ausschließlich gültigen Tatsachen Raum, die nur einer geringen Wandlung unterliegen, bedingt durch Jahreszeiten, deren es aber nur zwei gibt: Sommer und Winter. Kein Herbst und kein Frühling. Seine Symbole sind einleuchtend wie Bilder für Kinder, verstecken sich nicht, sind, im Gegenteil, Vorbedingung zum Verständnis des Buches, offenbaren sich in klaren Zeichen und strenger Ordnung: jede Ankunftszeit und jede Abfahrtszeit steht für einen tatsächlichen, nachprüfbaren Vorgang: eine Ankunft, eine Abfahrt. Und mit jeder Zeile vergeht die Zeit, wechseln Zeit und Schauplatz des Geschehens. Und umgekehrt: jede Reise ist eine Bestätigung der relativen Verlässlichkeit dieses Buches, dem kein anderes Motiv zugrunde liegt als eben diese Verlässlichkeit, ohne die es, wie es sehr wohl weiß, sinnlos wäre –, – aber im norwegischen Kursbuch steht mehr, wenn man es recht zu lesen versteht. Zwischen den Zeilen breiten sich die großen Entfernungen aus, weitet sich ein spröder, windiger Spielraum, den die Daten einer Ankunft oder einer Abfahrt nur

ungefähr umreißen, ohne ihn zu nennen oder ihn zu erfahren; sie stecken nur die Grenzen ab zwischen diesem Ort, der im Nirgendwo liegt, und dem anderen Ort, der ebenfalls im Nirgendwo liegt, aber in einem anderen Nirgendwo, in dem man die Sage des ersten Ortes in einer Abwandlung erzählt, günstig dem zweiten Ort, dem ersten abträglich, und im dritten Ort, der wieder in einem anderen Nirgendwo liegt, ist eine andere Sage angesiedelt, die anderer Orte Sagen Lügen straft, der vierte Ort ist Schnellzugstation, ihm ist die Sage schon lange abhanden gekommen.

Die Täler sind hunderte Kilometer lang, und in diesen langen Tälern höre ich von weitem den Zug über die sumpfgrüne, unbevölkerte Hochebene ziehen, ich stehe und habe sein fernes Rauschen im Ohr, da fährt er, kriecht er, leicht bergan und über eine morastige, von Saft schmatzende Wasserscheide, und dann wieder leicht bergab, hinein in andere Täler, zwischen zwei grauen Berghängen, hinab –, höre ich das Echo der Räder auf den Schienen, oder –

besser noch: stehe ich selbst im Zug, im Licht eines nördlichen Nachmittags, zwischen den waagerechten Strahlen einer Sonne, die, still stehend, den Ort ihres Untergangs sucht und lange nicht findet; die durch die Fenster und unter den Waggons

hindurchleuchtet und Abdrücke ihrer Schattengegenstände flüchtig auf die Wiesenstempelt, schwimmend oder vieleckig, zackig und kantig, bis an den Bergrand und darüber hinaus, und ich sehe mich, mein Bild, meine dunkle Fläche und meine Umrisse, wie sie, weit dort hinten, an den Hängen entlanggetragen oder gezogen oder geschoben werden, durch Gestrüpp, verzerrt, entlang an Birken und Tannen und über die Felsen und, plötzlich aufrecht und nah und senkrecht, über einen hölzernen Schuppen, und ich sehe mich weit von mir entfernt, sehe mich fern und klein und sehe mich wieder nah und riesig groß und wieder winzig klein, ich bin hier, und ich bin nicht hier, ich bin dort hinten und wieder hier und wieder weit von mir weg.

Ich lese also in diesem Kursbuch. Lese da zum Beispiel von einer Nebenlinie, die führt von Hamar nach Stören, und zwar über Elverum, Tynset und Rörös. Trotz dieser wohlklingenden Zwischenstationen tritt der Nebenliniencharakter eindeutig in Erscheinung. Zwischen den Endstationen, die beide fettgedruckt sind, nehmen sich diese drei dünngedruckten Namen mißvergnügt aus, unscheinbare Kinder, die diese Namen nicht füllen, enttäuschender Nachwuchs, beiderseitig bevor-

mundet von zwei fetten Eltern, Stören die blonde Mutter, Hamar der schwarze Vater, das mutet an wie ein trauriges Märchen, erzählt am erkalteten Kamin.

Röros. Davon habe ich ein Bild gesehen. Da liegt es wie ein letztes Lager auf dem Weg zum Ende der Erde, bevor dieser Weg in unwirtlichen Regionen sich verliert, Gegenden so unberechenbar, so bedrohlich, daß man den Vorstoß in sie von Jahr zu Jahr aufschiebt, so daß aus dem Lager ein ewiges Herbstquartier geworden ist, bewohnt von alternen Forschern, denen ihr Ziel aus dem Auge entschwunden ist; die es vergessen haben und nun vage nach den geographischen Ursprüngen einer Schwermut forschen – einer nördlichen Variante, denn die südliche ist seit langem erforscht und ausgewertet – einer Schwermut, nach der man schon lange fahndet, die man aber nicht in den Griff bekommt, obgleich sie in den Ecken der hölzernen Häuser steckt und in den dürren Gärten dahinter und als ein Wind, weder kalt noch warm, durch die Straßen weht. Ich sehe ihn da wehen. Ganz in der Ferne zieht über den Wäldern, hinter einem schweren, hängenden Himmel, ein früher Winter herauf, auf den man aber eingerichtet ist. Ein Bahnhof war auf dem Bild nicht zu sehen, es war ausweglos. Allerdings Telefonmasten.

Von Elverum und Tynset dagegen weiß ich nichts, aber auch sie verheißen etwas vielleicht weniger Elverum, das die Endung eines Neutrum hat, als Tynset. Ja, Tynset, wegen des Ypsilon. Wo ein Ypsilon ist, da steckt nicht selten ein Geheimnis, oft aber auch nur Mythologie. Tynset indessen klingt nicht nach Mythologie, dann schon eher Rösos. Hätte ich das Bild nicht gesehen, so wäre mir bei diesem Namen eine Insel erschienen, an deren Strand die Geliebte eines Gottes aus Schaum geboren wurde und schon längst wieder zu Schaum geworden ist, sie hat sich im Verlangen nach Unsterblichkeit verzehrt.

Hamar dagegen. Da bin ich einmal gewesen, aus Zufall, wie in vielen Orten. War ich allein? Ja, ich war allein. Ich kam, soweit ich mich erinnere, aus Lillehammer. Hamar hat ein Eisenbahnmuseum, dort war ich aber nicht. Warum nicht, das ist mir entfallen, an sich interessiere ich mich für Eisenbahnen. Ich erinnere mich an gußeiserne Straßenlaternen, an angenehme aber nicht an rühmliche Eigenschaften, eine Postkarte wert, aber nicht zwei. Ein Ort, an dem wenig gewesen ist, und der auch nicht eben viel Zukünftiges verheißt, den man aber auch wieder nicht umfährt. Ein Bischofssitz. In einem Bischofssitz tritt irgendwo immer

der Bischof in Erscheinung, im verfärbten, von Taubendreck nicht zu entwürdigenden Sandstein eines verdienstvollen, fortschrittlichen Vorgängers, der sogar Fußball spielte und damit seiner Kirche neue Richtungen wies, in der strengen Metallfassung einer Brille hinter zugezogenen, gestärkten Gardinen, in den buchführenden Augen dahinter, oder im Blick eines Wirtes, der stolz darauf ist, daß in seinen Räumen kein anstößiger Spaß entsteht. Und doch ist auch Hamar nicht ganz ohne Geheimnis, wie es da liegt, locker gefügt aus Holz und Stein und nirgends Marmor, zwischen Bergen und Bäumen und Felsen, mit dem Eisenbahnmuseum und dem Bahnhof und seiner Hauptlinie südwärts nach Oslo und Anschluß nach Göteborg und nordwärts nach Trondheim und weiter, weit über den Polarkreis hinaus, und seiner Nebenlinie nach Stören über Elverum, Tynset und Röros, und noch ein paar weiteren Nebenlinien, die, außerhalb der Stadt, in jähren, ausholenden Kurven, jede in einem großen, runden Schwung, wie nur Schienenbauer ihn fertigbringen, denn nur sie haben das Gelände zur Verfügung, hinten im Nadelwald verschwinden und wer weiß wohin führen. Damals, es war wohl November oder Oktober, führten sie alle in den Nebel, durch den auch ich gestoßen sein muß, auf dem Weg aus Lille-

hammer, ein Weg wie ein Fragezeichen. Vielleicht sind es auch nur Nebel und Nebenlinien, die mir den Ort jetzt, nachträglich, als nicht ganz ohne Geheimnis erscheinen lassen; in der Tat, das Bild verliert, während ich seine Bestandteile suche und es zusammensetze, an Kontur, an Inhalt und Farbe. Diesen Erscheinungen stehe ich auch heute kritischer gegenüber, das ist es vielleicht: es gilt sorgfältig zu sichten, was Geheimnis ist, und was Nebel. Ich sollte versuchen, eine Nebelgrenze zu setzen, endgültig.

Dabei fällt mir ein: vor einiger Zeit las ich in der Zeitung vom Tod einer berühmten Wagnersängerin, – ich habe vergessen, welche es war, aber das ist ja auch nicht wichtig, eine ist wie die andere, man kann sie schwerlich auseinanderhalten, wenn man sich nicht beruflich damit beschäftigt, und alle erreichen sie mühelos Sieglindes hohes cis, ja, an ihm werden sie sogar gemessen, cis ist der Maßstab, ihre Gagen stehen in einem genau bemessenen Verhältnis zur Länge ihres Atems auf diesem Ton – jedenfalls: diese Sängerin, die mit dem Vornamen Karin hieß, oder Kerstin oder Kirsten oder Karstin oder Karsten, war in Hamar geboren, und zwar, wenn ich nicht irre, in bescheidenen Verhältnissen aber als Kind musikalischer Eltern – der

Vater sang bei der Arbeit – Eltern, die das Talent frühzeitig erkannten und ihm, natürlich unter erheblichen materiellen Opfern, frühe Förderung zuteil werden ließen, das Elternhaus blieb immerwährend Quelle der Dankbarkeit, etcetera, so war es, glaube ich, das ist jedenfalls das Schema. Diese Sängerin nun, so scheint es mir, fügt zu den geringen Eigenschaften des Ortes doch noch eine hinzu, allerdings keine gute: sie rückt ihn in eine, wenn auch noch ferne, Ecke des Gesichtskreises einer Schicht von Entdeckern aus Bayreuth, aus Wien und New York. Hamar wird somit Fang ihrer periodischen Seitenblicke, Objekt geheimer Beobachtung, ein Posten in der Kalkulation bei Besetzungsproblemen. Dieses Wort gefällt mir nicht, aber so heißt es: Besetzungsprobleme. Es gibt heute, glaube ich, schon über zehntausend verschiedene Probleme. Es liegt also auf Hamar ein Augenmerk, denn wo ein Naturtalent gewachsen ist, da ist der Boden für derlei fruchtbar, da mögen jederzeit andere wachsen, dagegen läßt sich nichts tun, und selbst wenn sich etwas dagegen tun ließe, so gäbe es wohl kaum einen, der es täte.

Soweit Hamar. Ist dazu noch etwas zu sagen? Ich glaube nicht. Doch. Im letzten Krieg hat der deutsche Kommandant dreizehn Einwohner an

Laternenpfählen aufhängen lassen. Siebzehn Einwohner waren zu einem solchen Tod auserlesen, aber der Kommandant war in Eile, daher erschöß er die letzten vier, einem Befehl von oben vorgehend, eigenhändig. Sonst ist zu Hamar wohl nichts mehr zu sagen –, Bischofssitz – Nebenlinien – Eisenbahnmuseum – Straßenlaternen – Wagner-sängerinnen – nein, sonst nichts, das ist alles, damit wäre Hamar erschöpft.

Es ist spät. Ich will versuchen zu schlafen, aber irgend etwas hat mich aufgestört, ich habe schon vergessen, was es war, und ich will versuchen, mich nicht daran zu erinnern; will versuchen, sanft in andere Bahnen zu gleiten, an anderes zu denken, ich will hoffen, daß dieses andere nicht auch etwas Verstecktes enthält, das mich aufstört. Für den Gang durch das Haus ist es noch zu früh, das kommt später, wenn ich später noch immer nicht schlafen kann. Ich spare, ich schiebe meine nächtlichen Handlungen vor mir her. Später also werde ich aufstehen und durch das Haus gehen.

Ich stehe nachts mehrmals auf und gehe mindestens einmal durch das Haus, ich durchquere das große hölzerne Zimmer nebenan, in dem nichts ist als eine große angespeicherte Pause und ab und zu das hölzerne Geräusch und das Plätschern eines

Brunnens, gehe durch die Bibliothek, bei deren Bücherwänden ich mich aufhalte oder nicht, betrete das steinerne Treppenhaus, wo ich, wenn es nicht zu dunkel ist, Hamlets Vater begegne –

er steht oben, am obersten Treppenabsatz und sieht auf mich herab, in müßiger Erwartung, daß ich mich ihm nähere, mein Knie beuge und seine Hand küsse und somit eine Beziehung anknüpfe, die damit enden würde, daß er mich an Sohnes Statt annähme, denn sein eigener Sohn hat ihn enttäuscht. Darauf wartet er, der alte Krieger. Er sieht mich an, als wolle er mir bedeuten, daß ich ihm etwas schulde, aber er irrt, ich schulde ihm nichts. Ich werde ihn aber nicht auf seinen Irrtum hinweisen, denn damit wäre eine Beziehung angeknüpft, und er hätte das Spiel gewonnen.

Vorbei also an diesem Blick, diesen Augen, hindurch unter ihrem erloschenen Strahl, und in den hinteren Schuppen, den zyklischen Raum, wo im Sommer und im Herbst die Gewürzkräuter zum Trocknen hängen. Hier riecht es gut. Ich steige hinauf zum Fernrohr oder nicht, verlasse den Schuppen, betrete die Küche oder nicht, gehe die Treppe hinauf, ich sehe in die vier Zimmer im ersten Stock, in deren einem mein ungeheuerliches Sommerbett steht.